



„Von der Investition in Kultur zur Kultur der Investition“ Voneinander Lernen als Kulturauftrag

Referent: Prof. Walther Ch. Zimmerli, Präsident der Universität Witten/Herdecke

Einführung: Dr. Gerd Eicker, Vorsitzender des VdM

Plenum I, Freitag, 18. Mai 2001

Einführung durch Dr. Gerd Eicker:

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, zur ersten Plenumsveranstaltung unseres Kongresses begrüße ich Sie sehr herzlich.

Im Gemeinderat: „Die Zuschüsse müssen reduziert werden“ oder „Dringende Investitionen in der Sanierung der Abwasserkanäle sind erforderlich“; „Freiwilligkeitsleistungen wie bei der Musikschule müssen zurückgefahren werden“. Zum 25-jährigen Jubiläum der Musikschule: „Unser Geld ist hier gut angelegt. Die Förderung der musikalischen Bildung unserer Jugend ist eine Investition in die Zukunft.“ Vorschlag der XY-Fraktion, weil Farben spielen dabei überhaupt keine Rolle: „Die städtische Musikschule sollten wir privatisieren“. Nahezu wie ein Spielball wird die Musikschule zwischen Begriffen und Verben wie Bildungs- und oder Kultureinrichtung, Zuschüsse, Investitionen unverzichtbar, nicht mehr wegzudenken; fusionieren, privatisieren, schließen, Wirtschaftlichkeit, Unterdeckung und Ähnlichem bewegt.

Eine Lichtung in dieses immer dichter werdende Dickicht wird für uns Herr Professor Dr. Zimmerli schlagen. Er ist seit 1999 Präsident der ersten privaten Universität von Deutschland, in Witten-Herdecke. Sein beruflicher Werdegang zeichnet sich durch eine ungeheure Vielfalt und Mobilität aus:

Geboren in Zürich, Studium am Yale-College sowie an den Universitäten Göttingen und Zürich, Promotion und Habilitation, ordentlicher Professor für Philosophie von 1978-1988 an der TU Braunschweig, 1988 bis 1996 an den Universitäten Bamberg und Erlangen, 1996-1999 an der Universität Marburg, seit 1999, wie gesagt, Präsident an der privaten Universität Witten-Herdecke. Zusätzlich Gastprofessuren in den USA, Japan, Australien, Südafrika und anderen europäischen Ländern.

Berater Tätigkeit bei unterschiedlichen, staatlichen und privaten Einrichtungen sowie Wirtschaftsunternehmen im In- und Ausland, zahlreiche Veröffentlichungen auf den Gebieten der Wissenschafts- und Technikphilosophie, der Philosophiegeschichte, der Ästhetik sowie der politischen Philosophie und Ethik und hier besonders wieder der angewandten Ethik von Medizin, Technik und Wirtschaft.

Seien Sie herzlich willkommen Herr Professor Zimmerli, wir sind auf diese Lichtung sehr gespannt.

Professor Dr. Walther Ch. Zimmerli:

*Von der Investition in Kultur zur Kultur der Investition“
Voneinander Lernen als Kulturauftrag*

Wer an einem Musikschulkongress einen Vortrag hält, der zudem etwas mit dem Thema „Voneinander lernen“ zu tun hat, der sollte mit einem Musikbeispiel beginnen, das etwas mit Lernen zu tun hat. Da gibt es die hübsche kleine Geschichte von dem weltberühmten italienischen Dirigenten Arturo Toscanini, der, als er eines morgens über den Platz vor der Mailänder Scala schritt, einen Drehorgelmann jämmerlich den

Triumphmarsch aus der Aida leiern hörte und, weil er es einfach nicht mehr aushielt, zu ihm hinging und sagte: „Guter Mann, lassen Sie mich Ihnen einmal zeigen, wie man das macht“; und er machte ihm also vor, wie der Triumphmarsch richtig zu spielen sei. Als Toscanini am nächsten Morgen wieder über den Platz vor der Mailänder Scala kam, hörte er wieder diesen Drehorgelmann fürchterlich, ohne Rhythmus und ohne Gefühl den Triumphmarsch leiern, nur diesmal war eine riesige Menschentraube um den Leierkastenmann versammelt. Als Arturo Toscanini sich seinen Weg durch die Umstehenden gebahnt hatte, sah er, dass der Leierkastenmann ein großes Schild hinter sich an der Mauer stehen hatte, auf dem stand „Schüler von Arturo Toscanini“.

Da Lehren und Lernen reziproke Begriffe sind, ergibt sich nun die Frage: Was lehrt uns diese Geschichte über das Lernen? Sie lehrt uns zum einen, dass das Schicksal eines Lehrers grausam sein kann. Nicht ganz so grausam vielleicht wie das Schicksal des Lehrers Seneca, der bekanntlich von seinem missratenen Meisterschüler Nero dazu gezwungen wurde, sich das Leben zu nehmen, aber doch ähnlich grausam, wenn man erleben muss, wie die Schüler einfach nichts lernen oder nicht gut genug lernen und unausgesetzt das absolute oder jedenfalls professionell geschulte Gehör des Lehrers beleidigen. Das ist der Alltag, den wir alle kennen.

Aber diese Geschichte lehrt uns noch etwas anderes: nämlich, dass Musik und Ökonomie etwas miteinander zu tun haben. Der Leierkastenmann ist ein Musikunternehmer, der seinen Lebensunterhalt auf dem privaten Musikmarkt mit Musik verdient und der daher seine Kunden selbst sucht und der darüber hinaus geschickte PR macht.

Darüber hinaus aber lehrt uns die Geschichte noch ein drittes: dass auch wir uns nicht in einem reinen Kunstraum bewegen, sondern dass sich unsere Kunst in unserer Gesellschaft abspielt, die nun wahrlich auch etwas mit Ökonomie zu tun hat, und dass es auch für uns wichtig ist zu fragen, wie denn Kultur und Ökonomie, wie Wirtschaft und Kunst, wie Wirtschaft, Politik und „Lernen“ oder „Schule“ zusammengehören, und diesem Zusammenhang sollen meine Überlegungen unter dem Titel „Von der Investition in Kultur zur Kultur der Investition“ gewidmet sein. Offengestanden war ich zunächst nicht sehr glücklich darüber, dass aufgrund eines ärgerlichen Druckfehlers in der Kongresszeitung der Titel als „Von der Innovation in Kultur zur Kultur der Innovation“ entstellt war. Aber bei genauerem Zusehen zeigt sich, dass auch dies Sinn macht. Vielleicht geht es ja tatsächlich darum, den wirtschaftlichen Kontext, in dem all unsere kulturellen Einrichtungen, unsere Hochschulen ebenso wie unsere Schulen und Musikschulen, stehen, als kommerziellen Kontext so zu verstehen, dass er eine innovative Chance und nicht bloß ein Risiko für Innovation ist.

Beginnen möchte ich meine Gedanken mit einer Formulierung von Oscar Wilde, die immer wieder von anderen zitiert worden ist, zuletzt sehr publikumswirksam, wenn auch leider erfolglos, von dem unterlegenen Präsidentschaftskandidaten in den USA, von Al Gore. Es handelt sich dabei um die Definition eines Zynikers, der – so Oscar Wilde – ein Mensch sei, der von allem den Preis, aber von nichts den Wert kenne. Die Diskussionen, die wir führen müssen, wenn wir uns über das Verhältnis von Kultur und Kommerz oder von Ökonomie und Bildung unterhalten, ist genau die Frage nach dem Verhältnis von Preis und Wert. Oder um nach den bedeutenden Denkern Oscar Wilde und Al Gore einen noch bedeutenderen Denker folgen zu lassen: Der früher in Düsseldorf, jetzt in Berlin wirkende derzeitige Bundespräsident Johannes Rau hat einmal – und zwar, wenn ich mich recht erinnere, am 13. Oktober des vergangenen Jahres – in einer vielbeachteten Rede gesagt, es gehe darum, die Werte zu finden und zu fördern, die nicht an der Börse gehandelt werden. So viel zur Exposition des Themenfeldes, das ich in drei Schritten diskutieren möchte: In einem ersten Schritt soll das Spannungsfeld von Markt und Kultur eröffnet werden, in einem zweiten Schritt das damit zusammenhängende Spannungsfeld von Subvention und Investition, um dann abschließend zu einer Verbindung der beiden zu kommen: zu der Forderung einer Kultur der Investition.

Markt versus Kultur

Müsste man die Frage beantworten, was eigentlich während der letzten Jahre an einem Ort wie diesem hier geschehen ist, würde man wohl zunächst einmal an das denken, was nach der Wende geschah, und dabei würde man wohl schnell darauf kommen, dass der Ausdruck „Wende“ für etwas anderes steht, nämlich für den Siegeszug des Marktes. Dieser, unaufhaltsam als ein System, in dem Menschen miteinander leben, wirtschaften und kommunizieren, breitet sich global aus. Es sind kaum ‚Inseln‘ übrig geblieben,

in denen der Markt nicht das beherrschende wirtschaftliche System ist. Ab und zu blicken wir noch auf Nordkorea, da China in der Zwischenzeit längst nicht mehr ein reines Beispiel für Planwirtschaft ist, und fast empfinden wir auch angesichts von Nordkorea schon nostalgische Gefühle, die wir aus den Erinnerungen an die frühere DDR kennen. Der Markt hat sich weltweit durchgesetzt, und er ist dabei nicht zimperlich vorgegangen. Ja, er hat sich so weit durchgesetzt, dass er unterdessen in einer neuen Form auch dort Einzug gehalten hat, wo wir ihn immer schon vermutet hatten, nämlich bei uns. Gewiss, es gab in der Bundesrepublik schon lange eine freie Marktwirtschaft, aber eine freie Marktwirtschaft, die als soziale freie Marktwirtschaft starke, sozusagen marktkontrollierende Stützen eingezogen hatte; heute jedoch scheint es so zu sein, als ob wir – Rot-Grün-Regierung hin oder her – uns fast schon gegen einen omnipräsenten Markt wehren müssten.

Sehen wir uns nur die Kirchen an, die selbstverständlich marktwirtschaftliche Akteure sind – wenn auch mit sehr unterschiedlichem Erfolg. Kultur – selbstverständlich ist auch Kultur längst zur marktwirtschaftlichen Unternehmung geworden. Aber heute stellen wir darüber hinaus plötzlich fest, dass der Markt selbst zu einer marktwirtschaftlichen Unternehmung geworden ist, oder um es noch präziser zu sagen: Wir entdecken so etwas wie eine Selbstanwendung des Marktes, ein Prozess, den ich gern als den „nackten Markt“ bezeichne. Damit meine ich, dass der Markt nun nicht mehr verbrämt ist durch irgend etwas, z.B. durch Relikte des Industriezeitalters, demzufolge man meinen könnte, Markt sei etwas, in dem produzierte Güter getauscht würden. Heute stellen wir fest, dass Markt nichts anderes als das bloße Tauschprinzip selbst ist, gleichgültig, was dabei getauscht wird. Dabei nehmen jene Fälle zu, in denen es gar keine industriell produzierten Güter mehr sind, die getauscht werden. Wir stellen zudem plötzlich fest, dass der Markt, der sich in der Industriegesellschaft als Wettbewerb zwischen den Unternehmen als Marktakteuren abspielte, zunehmend in die Unternehmen selbst verlagert worden ist. Die Reorganisation aller Unternehmen im Zuge dessen, was man „Lean Management“, „Center-Bildung“, „flache Hierarchien“, „Profit-center-Organisationen“ etc. genannt hat, ist nichts anderes als die Internalisierung des Marktes in die Akteure selbst; die Marktakteure werden intern als Märkte organisiert, in denen unterschiedliche Akteure konkurrieren. Und umgekehrt haben wir in den letzten fünf Jahren im Zusammenhang insbesondere der „New Economy“ gelernt, dass die Marktakteure ihrerseits zu Marktgegenständen werden: Während früher vordringlich die Firmen Güter kauften und tauschten, werden heute die Firmen selbst gekauft und getauscht. Menschen, die vor fünfzehn Jahren noch meinten, sie handelten bereits mitten in einer vollen Marktwirtschaft, wussten aber noch nicht einmal, was Derivat Handel ist; heute spekulieren dieselben Menschen mit gewaltigen Beträgen im Optionenhandel.

Das allerdings hat seine Konsequenzen für die Marktdynamik, die sich ihrerseits radikal ändert. Gewiss, viele Theoretiker und Praktiker haben aufgeatmet, als die New Economy in Schwierigkeiten geriet, weil sie dachten: Nun platzt die „Bubble Economy“, und wir kehren wieder zu den alten Zuständen im Markt und an der Börse zurück. Wer aber glaubt, dass dies nur mit den neuen Technologien und deren momentaner Überbewertung zusammenhing und dass alles wieder so werde wie früher, der irrt sich zwar; in einem anderen Sinne trifft dies allerdings zu: Wir erleben ein ganz normales zyklisches Pulsieren des Marktes, und dieses ist häufig in der Tat durch die neuen Bereiche, in unserem Falle also durch Informationstechnologie und Biotechnologie, bedingt. Aber hinter die New Economy, was das Prinzip des „nackten Marktes“ betrifft, werden wir nicht mehr zurückgehen können. Vielmehr merken wir erst jetzt, was der Markt eigentlich immer schon war: Er hatte gar nicht ausschließlich mit Gütern zu tun. Wenn dies aber einmal bemerkt ist, hat sich der Markt definitiv und für immer geändert.

Gehandelt werden kann eben alles, wenn man nur einen Preis definiert, für den sich ein Interessent findet. Wer sagt: Ich biete fünf Cello-Lektionen gegen eine Siemens-Aktie, sagt nichts anderes, als dass der Markt letztlich nur durch den Tausch-, nicht durch den Gebrauchswert definiert ist. Cello-Lektionen wie Siemens-Aktien sind preisdefinierte ideelle Werte, die Aktien spekulative Option auf die Zukunft, die Cello-Lektion kulturelle Spekulation auf die Zukunft. Beide sind Leistungsversprechen, die sich durchaus gegeneinander tauschen lassen. Spekulative Werte können gegen spekulative Werte, kulturelle gegen kulturelle, aber eben auch kulturelle gegen spekulative und spekulative gegen kulturelle Werte getauscht werden. Man darf sich nicht dadurch irritieren lassen, dass dabei meistens Geld als Medium verwendet wird. Geld – das hat schon Karl Marx gewusst – ist nur der „Fetisch-Charakter der Ware“, aber die Ware ist, anders als Karl Marx gemeint hatte, nicht irgendwo objektiv durch die investierte Arbeit definiert, sondern nur dadurch, was jemand dafür zu geben bereit ist. Geld ist seinerseits nach demselben Prinzip

definiert, wie man leicht an der Differenz zwischen sogenannten „harten“ und „weichen“ Währungen sieht. So betrachtet sind auch Geldmünzen, Geldscheine und alle Geld repräsentierenden Papiere nichts anderes als Leistungsversprechen, die funktionale Marktäquivalente repräsentieren.

In diesem Markt fungiert eben auch Kultur als tauschwertdefinierter Tauschgegenstand. Steht nun aber die Kultur in dem Markt, in dem sie selbst getauscht wird, mit leeren Händen dar? Stellt sie, wie man häufig meint, wirklich den schwächeren Teil dar, der nehmen muss, was andere mildtätig dafür geben? Nochmals anders: Hat die Kultur im Markt, der ihr so mächtig entgegentritt, und angesichts all der Forderungen, die über die Kommunen und die öffentliche Hand, die sich gerne stärker aus der Musikschulzene zurückziehen möchte, nichts Eigenes zu bieten? Wer sich das fragt, muss nur einen Blick in die Geschichte werfen und sich fragen, was denn von dem übrig geblieben ist, was Alexander der Große geleistet hat? Wo sind die Zeugnisse dessen, was Caesar oder Napoleon hinterlassen haben? Wo finden sich die Spuren Friedrichs des Zweiten, den man immerhin inzwischen wieder „den Großen“ nennen darf? Was ist das, was wir heute noch von all den politischen und ökonomischen Leistungen der Vergangenheit sehen können? – Und die Antwort lautet immer „Kultur“. Das einzige, was man noch davon sieht, was die Großen dieser Welt getan haben, das einzige was übrig geblieben ist von dem, was etwa die Macht der Fugger ausgemacht hat, ist die Kultur. Nicht das Silber, sondern die kunstvolle Verarbeitung desselben, der kulturelle Wert ist der Langzeit-Wert, der übrig bleibt, nachdem alles Mögliche, wirtschaftliche und politische Macht u. a., ausgespielt hat.

Kultur steht daher, wie dieser historische Rückblick eindrucksvoll zeigt, nicht mit leeren Händen da, sondern Kultur – als aktiver, als produzierender oder als reproduzierender Kulturbetrieb – verfügt über ein Füllhorn, das eine historische Einmaligkeit der Dokumentation der Bedeutung dessen enthält, was Kultur ist. Es lässt sich knapp formulieren: Kultur ist das, was an Wert übrig bleibt, wenn die ökonomischen Werte und die politische Macht, die zur Produktion der kulturellen Werte eingesetzt wurde, nicht mehr da sind. Kurz: Kultur ist, was übrig bleibt, wenn Ökonomie und Politik nicht mehr da sind.

Wenn wir das verstehen, wenn wir wissen, dass wir nicht mit leeren, sondern mit vollen Händen dastehen, dann stellt sich auch das Selbstbewusstsein ein, und zwar nicht nur bei den großen Solisten, sondern auch bei denjenigen, die die Kultur vermitteln. Das reicht von der Musik bis zur Kunst, ja: bis zur Redekunst, aber selbstverständlich auch bis zum geschriebenen Wort und bis zur Bildung. Das zeigt sich nicht zuletzt in der Hochschullandschaft: Neben Wirtschaftswissenschaften, Informatik, Medizin und Zahnmedizin, Biotechnologie und anderen Angeboten werden in zunehmendem Maße soziale und kulturelle Fähigkeiten nachgefragt. Keiner erwartet von den Universitäten Kulturprodukte, großartige Kunst- oder Musikwerke, obwohl in Ausnahmefällen auch das möglich ist. Die Aufgabe der Hochschulen besteht vielmehr darin, dafür zu sorgen, dass die lückenlose Übertragung von kulturellen Fertigkeiten, von Kompetenzen also, möglich bleibt. Diese lückenlose Übertragung von Kompetenzen pflegt man auf Lateinisch auch ‚Tradition‘ zu nennen. Vor diesem Hintergrund drängt sich so etwas wie eine arbeitsteilige Struktur auf, in der allerdings nicht die öffentliche Hand für Kultur zuständig ist und die Privatwirtschaft für Ökonomie, sondern in der öffentliche Hand und Privatwirtschaft sich in beides teilen. Daher macht es denn auch wenig Sinn, etwas nur volkswirtschaftlich oder nur betriebswirtschaftlich zu betrachten, sondern es wird immer eine Gesamtrechnung aufgemacht werden müssen. Wir werden bei allem, was wir in unserer Gesellschaft tun, ob wir es nun ökonomisch so nennen wollen oder nicht, immer fragen müssen: Was ist daran gut für die Gesellschaft als ganze, und zwar nicht nur kurzfristig, sondern langfristig; und was ist daran gut für die einzelnen Akteure in der Gesellschaft, und zwar nicht nur langfristig, sondern kurzfristig.

Subvention versus Investition?

Wer Überlegungen dieser Art anstellt, kommt gleichsam von selbst zur Frage der Fristigkeit von Kultur. Wie bereits angedeutet, handelt es sich bei Kultur um etwas, was in Zeiträumen zu betrachten ist, die von ganz kurz bis ganz lang reichen. Aber was heißt ‚ganz kurz‘ und ‚ganz lang‘? Wenn wir die Ökonomen fragen, dann teilen sie uns mit, dass dies ganz darauf ankommt, ob wir über „New Economy“ oder „Old Economy“ sprechen. In der „Old Economy“ heißt ‚ganz kurz‘ bis ‚ganz lang‘ zwischen 10 und 50, manchmal auch zwischen 10 und 100 Jahre; dies etwa sind die Lebensdauern von Marktakteuren in der „Old Economy“, und wenn es erheblich kürzer ist als die 10 Jahre, dann hat es sich dabei eben nicht um einen Erfolg gehandelt. Die großen noch vorhandenen Familienunternehmen – ich nenne nur einige, z.T. schon in Aktiengesellschaften umgewandelte Familienunternehmen -, etwa Siemens, Miele oder Bertelsmann, das sind alles Häuser, die ihrerseits rund 100 Jahre alt sind, eben alteingesessene Familienunternehmen.

„New Economy“ ist gegenüber der „Old Economy“ ausgezeichnet durch kurze Fristen und hohe Geschwindigkeiten sowie einen hohen Durchsatz, das, was in der Börsiansprache „in and out“ heißt, d.h. kaufen und verkaufen, aber nicht nur bezogen auf Aktienpakete, sondern auf ganze Firmen. In diesem Bereich rechnen wir in Zeiträumen von 3 Wochen bis 3 Jahren – das heißt dort ‚kurz‘ und ‚lang‘. Wer also im Bereich der „New Economy“ eine Langfrist-Investition tätigt, der rechnet maximal mit einigen Jahren; und das ist nicht einmal das Typische für eine kurzfristige „Venture Capital“- also: Risikokapital-Investition – die dauert nur ein paar Monate.

Das ist der Zeitraum von Ökonomie, in dem wir rechnen: ein paar Tage, ein paar Wochen, bis hin zu vielleicht 100 Jahren. Kultur aber, oder ich sage jetzt wieder mit den Worten von Johannes Rau: die Werte, die nicht an der Börse gehandelt werden, die haben eine ganz andere Fristigkeit. Allerdings ist nicht auszuschließen, dass auch kulturelle Werte einmal an der Börse gehandelt werden könnten; man könnte sich eine Holding aller Musikschulen etwa als Aktiengesellschaft vorstellen. Ich selbst als Hochschulpräsident möchte das zwar nicht gerne, weil ich ungern in dem, was ich als Programm anbiete, vom Urteil von Analysten abhängig wäre, aber das kann man sich von der Struktur her ja auch anders denken. Trotzdem gilt, dass die Werte, die nicht an der Börse gehandelt werden, in Jahrhunderten bis Jahrtausenden zu rechnen sind. Das Interessante dabei ist allerdings, dass sie im Wert nicht ab-, sondern zunehmen, und zwar nicht wie der Wein, der über eine gewisse Zeit hin im Wert zu-, dann aber rapide abnimmt, sondern unsere ägyptischen Pyramiden etwa steigen im Wert, sie werden buchstäblich unbezahlbar. Wenn, was im Falle der Zerstörung der Buddha-Statuen durch die Taliban geschehen ist, ein solches Kulturgut einmal vernichtet wird, dann ist es durch nichts in der Welt wieder zu ersetzen, es ist buchstäblich unersetzlich.

Soviel zu den Zeiträumen und Fristigkeiten kultureller Werte. Daraus erklärt sich auch, warum die Logik der Ökonomie und die Logik der Kultur zwar in gewissen Teilen zueinander passt, aber in anderen Teilen gar nicht, und das erklärt auch, warum überhaupt Arbeitsteilung nötig ist. Im vorletzten Jahrhundert hat unsere Gesellschaft dadurch einen gewaltigen Schritt voran gemacht, dass sie das Solidarprinzip im Bereich der Risikoverteilung eingeführt und Versicherungen erfunden hat. Versicherungen sind nichts anderes als eine soziale Konstruktion zur Kompensation der Tatsache, dass ein Mensch allein, so reich er auch sein mag, es nie schaffen kann, die Risiken wirklich abzudecken, die auf ihn zukommen, und zwar erst recht nicht, wenn er nicht reich ist. Mit anderen Worten: Die Verteilung des Risikos über eine große Gruppe von Menschen ist die Kern-Idee des Versicherungsgedankens. Und wenn man das nun überträgt und zeitlich streckt, dann kann man feststellen, warum es im Bereich der Kulturinvestitionen einen Unterschied zwischen dem gibt, was die öffentliche Hand tun muss, und dem, was das Individuum tun kann oder vielleicht auch verstärkt tun muss. Das liegt daran, dass Individuen Zeiträume dieser Art, Werte, die eine zeitliche Erstreckung von Jahrhunderten oder Jahrtausenden haben, ihrerseits selbstverständlich nicht abdecken können. Das können im Vollsinn noch nicht einmal Staaten; aber die Generationenfolge in den Staaten, insbesondere im Bereich sogenannter Kulturnationen, die müssen das können, das ist ihre Aufgabe.

Ich habe mich immer gefragt, warum solche Subventionskontexte als „am Tropf des Staates hängend“ bezeichnet werden. Ich glaube, das liegt daran, dass es von Staatsseite her in diesen Bereichen nur ein bisschen tröpfelt, sonst würde man doch sagen „am Fluss“ oder „an der Quelle des Staates“ oder jedenfalls eine Bezeichnung für irgend etwas wählen, das mächtig strömt. Nein, Kultur befindet sich am tröpfelnden „Zuschuss-Arm“ des Staates. Und woran liegt das? Das liegt daran, dass die öffentliche Hand das, was soeben analysiert wurde, nicht verstanden hat. Der Staat hat nicht bemerkt, dass Kultur keine Subvention, sondern eine Investition ist, und das ist für jemanden, der sich in den Grundlagen der Ökonomie auskennt, ein riesiger Unterschied, weil sich Investitionen im Gegensatz zu Subventionen durch einen „Return on Investment“ auszeichnen müssen. Wer etwas investiert, erwartet etwas – in der Regel mehr – zurück. Bei Kultur allerdings handelt es sich um eine Investition in Langfrist-Werte, und das heißt, dass keiner von unseren Zeitgenossen, der auf die politischen „4 Jahre“-Rhythmen ‚getaktet‘ ist, in der Tat jemals den kulturellen „Return on Investment“ zurückbekommen wird. Vielleicht wird sich einmal der eine oder andere an den Geigenkünsten der eigenen Tochter erfreuen. Jeder, der sich hier auskennt, weiß allerdings auch, dass das eine gewisse Langfrist-Investition ist, und dass die ersten 3 Jahre nicht so sind, dass ein „Return on Investment“ überhaupt auch nur wahrscheinlich ist (es sei denn, man konzentrierte sich nur auf einige wenige seiner Sinne, und zwar nicht auf den Gehörsinn!). Mit anderen Worten: Auch hier handelt es sich um eine Langfrist-Investition.

Das Gemeinwesen hat die Aufgabe, Langfrist-Investitionen zu erbringen, während der individuelle Akteur die Aufgabe hat, kurzfristigere Investitionen zu leisten. Natürlich gibt es Ausnahmen. Es gibt Mäzene, es gibt Menschen, die jenseits ihrer ökonomischen Interessen andere Interessen, andere Werte hochhalten – Gott sei Dank gibt es das!

Es gibt das, was wir den ‚Bürgersinn‘ nennen, und die meisten kommunalen Musikschulen würden ohne diesen Bürgersinn gar nicht überleben können. ‚Gott sei Dank‘ gibt es das alles, und ‚Gott sei Dank‘ gibt es auch Mischformen, denn wir haben ja nicht nur langfrist-investive Güter anzubieten, und es ist ja nicht so, dass die Einrichtungen der Bildungsvermittlung sagen würden: ‚Wartet mal ab, das wird sich lohnen, Eure Enkel werden es Euch danken!‘, sondern es handelt sich ja oft um kurzfrist-investive Güter, die angeboten werden. Im Bereich der Kultur verteilen wir z.B. in dem stärker berufsqualifizierenden Bereich des schulischen Systems Zukunftschancen, aber wir verteilen sie nicht neutral als Zukunftschancen, sondern als Zukunftsaspekte, als Zukunftsmöglichkeiten mit den langfrist-investiven Konnotationen. Wie vorhin bereits gesagt, werden kulturelle oder Bildungsaspekte heute stärker denn je nachgefragt. Warum verhält sich dies so? Nun – weil unterdessen auch der verstockteste Pragmatiker und Ökonom gelernt hat, dass das, was in einem Studium, in einer Ausbildungseinheit, in einer 3- oder 4-jährigen Ausbildung an einer Musikschule gelernt wird, nur Früchte trägt, wenn es nachher in ein anderes System übergeht, also sagen wir z.B.: Wenn das Kind, das ein Instrument – vor allem Streichinstrumente sind dort sehr zu empfehlen – spielen gelernt hat, in einem Orchester oder in einem anderen Ensemble spielen kann. Wenn es also übergeht in ein anderes System, wenn das, was gelernt wurde, sich in einem ganz anderen System anschließend auszahlt, gewiss, nicht für alle ökonomisch, aber für die meisten irgendwo persönlichkeitsbildend. Das ist etwas, was nachgefragt wird. Ich schäme mich daher nicht nur nicht, sondern bin stolz darauf, dass wir in unserer Universität 20 Prozent der Zeit unserer gesamten akademischen Ausbildung investieren, um unsere Studierenden in die Lage zu versetzen, etwas zu lernen, was sie vielleicht nie mehr in ihrem Leben lernen werden: z.B. zu ‚hören‘. Musik hat etwas mit ‚Hören‘ zu tun, nicht nur mit dem Herstellen von Geräuschen. Ich werde nie vergessen, was mir der damalige Forschungschef von Nestlé damals erwidert hat, als ich ihn danach fragte, was von dem, was er in seinem Studium gelernt habe, er in seinem alltäglichen Leben heute noch brauche. Er sagte nämlich: Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Von meiner Lebensmittelchemie gar nichts mehr; das ist alles veraltet, was ich damals gelernt habe, bis auf die Grundlagen. Was ich jetzt noch brauchen kann, ist das, was ich sonst in meinem Studium gelernt habe, und zwar nicht, weil ich studiert habe, sondern obwohl ich studiert habe: nämlich z.B. im Universitätschor mitzusingen, also künstlerische mit sozialen Kompetenzen zu kombinieren, also: mithören können und mitsingen, mitspielen können, Kompetenzen in künstlerischen Fähigkeiten, die sich wieder auf Hörenkönnen, Mitsingenkönnen und Mitspielenkönnen zurückführen lassen. Oder was ich gelernt habe im Philosophieunterricht: zu argumentieren und zu analysieren. Was ich gelernt habe, wenn ich öffentlich auftreten muss: Rhetorik. Und was alle diese Bereiche durchzieht wie ein roter Faden, ist immer das „Hörenkönnen“ und das diesem vorausliegende „Hörenlernen“. Dieses ist, wenn ich das recht sehe, wahrscheinlich neben allem anderen, was man sonst an Kompetenzen an Musikschulen lernen kann, das für das ganze Leben sozusagen Wichtigste, was man sonst lernt.

Wir in den kulturell lehrenden und forschenden Institutionen sind also nicht am „Tropf des Staates“, sondern dieser gibt nur seinen Teil dazu – wobei ‚der Staat‘ hier Unterschiedliches heißen kann: die Kommune, den Kanton, die Gemeinde. Wir befinden uns also in den kulturell lehrenden Institutionen nicht am Tropf des Staates, sondern der Staat übernimmt seinen Teil der Kosten, und er gibt seinen Teil dazu, die Langfrist-Investitionen, die hier verkörpert sind, vorzunehmen, um seinerseits nachher ein „Return on Investment“ zu bekommen. Um nicht irgendwann einmal vor einer Horde von hörunfähigen, tauben Menschen zu stehen, die nicht mehr unterscheiden können zwischen dem, was gut und dem, was böse ist, gilt es, die „Return on Investment“-Mentalität wiederherzustellen.

Kultur der Investition

Damit komme ich zum dritten und letzten Durchgang. Was bis jetzt diskutiert wurde, war nichts anderes als eine in verschiedenen Schritten vorgenommene Verschiebung des Gewichtes vom Subventions- zum Investitionsverständnis. Das Ergebnis ist: Was der Staat tut, wenn er Kultur „subventioniert“, ist in Tat und Wahrheit eine Investition in die Zukunft, und diese Investition in die Zukunft betrifft alle Ebenen, die Langfrist-Ebene und das ganze System der Volkswirtschaft, aber auch die Kurzfrist-Ebene und das System der Betriebswirtschaft, bis hin zum letzten Individuum, das schließlich und endlich immer noch Träger der Geschichte ist.

Damit aber dürfen wir uns nicht begnügen; jetzt gilt es noch einen weiteren Schritt zu tun, denn wir müssen uns klarmachen, dass die Zukunft mit Sicherheit dadurch gekennzeichnet sein wird, dass eine Zentralvorstellung der vergangenen 200 Jahre verschwinden wird: dass nämlich Lehr-, Kultur- und Bildungseinrichtungen letztlich ganz und ausschließlich Sache des Staates seien. Das heißt mit anderen Worten: Selbstverständlich werden wir auch in Zukunft ständig mit der Gretchen-Frage konfrontiert werden, wie wir es mit der Privatisierung von Kultur halten. Und die Antwort darauf wird und muss sein: Die Schwierigkeiten, die mit der ausschließlich staatlichen Finanzierung von Kultur zusammenhängen, sind nicht der Teufel, der mit dem Belzebub der Privatisierung ausgetrieben werden müsste, sondern selbstverständlich sind wir längst alle dabei, das staatliche Kultur- und Bildungssystem zu privatisieren.

Alle – ob nun in der Funktion von Leitern kultureller Einrichtungen oder von Lehrenden an denselben – sind sowohl im staatlich subventions-investierten als auch im privatwirtschaftlichen Bereich tätig, weil wiederum sie ja nicht nur etwas als Kultur, also als Langfrist-Wert weiterzugeben haben, sondern weil sie außerdem eine konkrete Leistung verkaufen. Es gibt vermutlich nahezu keine Musikschullehrerinnen und Musikschullehrer, die nicht irgendwo auch noch Privatunternehmerinnen und Privatunternehmer wären. Das heißt mit anderen Worten: Wir leben in einem Bereich, der selbst immanant das Modell der Arbeitsteilung von staatlicher und privater Investition immer schon verkörpert. Das gilt im übrigen auch für Universitäten, ganz besonders natürlich auch für uns als private Universität – und für uns natürlich noch intensiver als für die anderen. Auch wir bieten kulturelle Langfrist- und Kurzfrist-Dienstleistungen an und wollen dafür einen Return on Investment; wir sind Marktakteure. Andererseits sind wir natürlich auch dankbar dafür, dass der Tropf des Staates weiter tröpfelt. Bei uns sind es zur Zeit rund 17 Prozent, die der Staat beiträgt; es dürfte ruhig etwas mehr tröpfeln; immerhin tröpfelt es bei den als besonders effizient gehandelten Privatuniversitäten wie Harvard oder Princeton mit rund 30 Prozent. Schließlich übernehmen private Einrichtungen vom Staat den Auftrag, mit höherem eigenen Risiko innovative Modelle auszuprobieren. Wir würden uns deswegen auch nicht schämen, wenn wir als private Universität etwas mehr vom Staat bekämen für das, was wir als langfristige Investitionen für den Staat vornehmen.

Wie auch immer dies im einzelnen sein mag, alle Akteure im Bereich der kulturellen Aktivitäten zeichnen sich durch eine Mischung, eine Arbeitsteilung zwischen Langfrist-Investitionen der öffentlichen Hand und Kurzfrist-Investitionen oder Leistungsaustausch auf dem betriebswirtschaftlichen Sektor aus. Und da wir institutionelle Arbeitsteilungsformen repräsentieren, müssen wir uns fragen, was denn eigentlich für die Zukunft noch zu wünschen ist, damit wir diese Mischung besser verkörpern können. Was meiner Ansicht nach bei uns in Deutschland noch fehlt, ist der „Kulturauftrag Investition“ oder kurz: eine „Kultur der Investition“. Wie ich vorhin schon sagte, fehlt der öffentlichen Hand noch das Verständnis dafür, dass auch sie in einem Marktsystem steckt, dass auch sie investiert; der Mildtätigkeitsgestus der Subvention ist ein schierer Irrtum, und es muss in der Politik gelernt werden, dass das, was die öffentliche Hand an Einrichtungen der Bildung, der Kultur, an die Musikschulen, an die Gymnasien, an die Hochschulen, an die allgemeinbildenden Schulen gibt, Investitionen in die Zukunft sind, und zwar als Investitionen in die Köpfe. Warum in die Köpfe? Weil nur Köpfe jene Werte produzieren können, von denen ich vorhin gesprochen habe, als ich sagte, dass es diese Werte sind, die übrig bleiben, wenn die Fugger und die anderen Bankhäuser, ja sogar wenn die Deutsche Bank einmal nicht mehr da sein sollte.

Umgekehrt fehlt uns allerdings neben diesem Verständnis auch eine andere Auffassung von dem, was wir selbst tun. Wir sind allerdings Marktakteure, aber keine guten Marktakteure. Wir müssen bessere Marktakteure werden, wenn wir dieses System der Arbeitsteilung realisieren wollen, und zwar der Arbeitsteilung, die wir als „Matching Funds“ bezeichnen können. Damit ist gemeint, dass nicht Subventionen, sondern geteilte Investitionen bezweckt sind: Der Staat könnte z.B. für jede Mark, die der private Akteur selber erwirtschaftet, eine Mark dazugeben, und zwar insbesondere im Bereich der Kultur, wo es um Langfristinvestitionen geht, die, wie gezeigt, eher Aufgabe der öffentlichen Hand sind. Dieses „Matching Funds“-Modell setzt also Investitionen von beiden Seiten voraus.

Das aber ist weder das Entscheidende noch das Neue. Hierzulande gibt es nämlich – bislang jedenfalls – noch keine „Tradition of Giving“, im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten. Dort nämlich gibt jeder; dort gilt die Regel, dass es nur zwei Dinge im Leben gibt, die schmachlich sind: das eine ist, arm zu leben, und das zweite, reich zu sterben. Insofern gibt es gleichsam eine moralische Verpflichtung, während man lebt, ökonomisch möglichst erfolgreich zu sein, aber dafür zu sorgen, dass das erwirtschaftete Vermögen, bevor man stirbt, in Stiftungen oder Schenkungen einfließt. Das biblische Gleichnis vom Kamel, das eher

durchs Nadelöhr geht, als dass ein Reicher in den Himmel kommt, gilt für den US-Amerikaner offenbar wörtlich. Wenn man sich dies vergegenwärtigt, dann müssen wir uns fragen, warum kommen wir eigentlich auf die Idee zu meinen, in unserem Lande könne so etwas nicht möglich sein? Vielleicht nur deswegen, weil wir in einem Sozialstaat leben?

Also, woran liegt diese merkwürdige Vorstellung, dass hierzulande eine „Tradition of Giving“ unmöglich sei? Häufig hört man dann, das liege am Puritanismus und Calvinismus, der in den Vereinigten Staaten weit verbreitet sei. Aber worüber hat Max Weber denn gesprochen, als er über den Geist des Kapitalismus und das Christentum gesprochen hat? Doch nicht über die Amerikaner, sondern über uns. Mit dem ‚Christentum‘ meinte er den Protestantismus, und Luther und Calvin waren schließlich Europäer. Warum sollte es also hier diese Denkform des Calvinismus und Puritanismus nicht geben?

Gewiss, das wird noch etwas dauern, aber in dem Maße – und das ist die gute Botschaft in der schlechten Botschaft - , in dem sich die öffentliche Hand aus ihren investiven Aktivitäten, die sie immer noch als Subventionen missversteht, zurückzieht, in dem Maß wächst das Bewusstsein der Menschen, dass sie als Privatmenschen etwas für Kultur tun müssen.

Dies allerdings sollte uns nicht davon entbinden, vom Staat weiterhin zu fordern, das zu tun, was seine Pflicht ist: nämlich seine Aufgabe der Langfrist-Investitionen zu erfüllen. Wer dies tut, der denkt in Kategorien der Marktwirtschaft und der Privatisierung; und wer dies nicht tut, dem ist nicht mehr zu helfen. Nicht nur für private Akteure, Stifter und Sponsoren, sondern auch für die öffentliche Hand gilt: Wir müssen, nachdem es langsam gelingt, über Kultur mehr in Kategorien von Investition als von Subvention zu denken, nun auch noch den Schritt von der Investition in Kultur zu einer Kultur der Investition tun. Wenn der Staat dies der privaten Hand überlässt, muss er sich nicht wundern, wenn seine kultur- und bildungspolitische Richtlinienkompetenz nicht mehr greift; wenn die Privaten alles der öffentlichen Hand überlassen wollen, dürfen sie sich nicht wundern, wenn Kultur kammeralistisch statt unternehmerisch gestaltet wird. Nur gemeinsam sind wir stark – dies gilt auch und gerade in Bezug auf die Kultur der Investition in Kultur!